

Peter Schöllig

Autor(en): **Lang, Robert Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

PETER SCHÖLLIG

NOVELLE VON ROBERT JAKOB LANG

Mit kurzen Schritten ging er den Randsteg entlang und versetzte dabei den Kopf bei jedem Schreiten des Fußes in eine ruckweise Bewegung, wie es die Tauben machen, die gurrend nach Maiskörnern suchen. Darum hatten sie ihn Taubenpicker genannt. Er wusste es, aber er ging darüber hinweg und lachte. Ein breites, dummes Lachen, dem man überall begegnete, wo in der kleinen Stadt die höheren Zehntausend sich zusammenfanden. Überall machte er mit, bei Bürgerbällen, bei Faschingsveranstaltungen. Er war Mitglied der Museumsgesellschaft, des Kulturvereins und Ehrenmitglied des Beamtenvereins von 1899.

Peter Schöllig war zweiter Standesbeamter seiner Stadt. Er war es seit vollen zehn Jahren. Aber darüber, dass er so und so manche Ehe geschlossen, so und so manche Geburt eingetragen und gesetzlich gemacht hatte, wurde er nicht zufrieden. Denn er hatte seine besondern Gedanken über die Pflichten seines Postens. Doch auf der andern Seite stand die Ehrfurcht vor seinen Vorgesetzten, und diese beiden Anschauungen waren immer im Widerstreit. Aber Peter Schöllig war davon überzeugt, dass er recht haben würde. Das machte ihn in letzter Zeit bei seinen Vorgesetzten verdächtig, denn recht haben und ans Recht glauben darf der Beamte nur dem Publikum gegenüber; in Ansehung seiner Höheren hat er nichts zu tun, als klein zu sein und ja zu sagen. Denn Recht und Gesetz, das ist zweierlei, und wer niederer Beamter ist, hat nur dem Gesetz und nicht dem Recht zu dienen. Das ist ein Zwiespalt, an dem die meisten vorübergehen; aber Peter Schöllig ahnte ihn mit jener krankhaft gesteigerten Empfindsamkeit, die sich bei vielen Abkömmlingen von Trinkern vorfindet. Sein Vater war Hausdiener auf dem Rathaus gewesen. Zwei Drittel seines Lebens hatte er im Rathauskeller damit zugebracht, über die Schlechtigkeit der Welt zu rasonieren und den Schwur zu wiederholen, dass sein Sohn es besser haben sollte. Der machte seine Schulen durch und kam auch aufs Rathaus, aber anstatt wie sein Vater unten beim Tor zu stehen saß er auf einem hohen Drehstuhle vor einem noch höheren Pult und schrieb und schrieb seit Jahren Eheverkündigungen.

Es gab Leute in der Stadt, die sich wunderten, dass der Taubenpicker so schnell vorrückte und glaubten, nach dem Recht wäre ein anderer an seine Stelle gekommen. Aber seine Vorgesetzten dachten anders. Denn Peter Schöllig lachte, lachte sein breites, dummes Lachen, wenn einer von ihnen einen Witz erzählte, den man sogar an den Stammtischen als abgedroschen erklärte, und er nickte betrübt und ernsthaft mit seinem schweren Kopfe, wenn ein anderer von der Heiligkeit des Beamtenstandes im allgemeinen und der Standesbeamten im besondern dozierte und damit die Stifte ermahnte, ja nicht zu anderer Zeit als von vier Uhr fünfundvierzig bis vier Uhr fünfzig das Vesperbrot zu verzehren. Sein Lachen und sein Zunicken waren so gesetzmäßig wie ein Naturereignis, und daraus folgten die Vorgesetzten, dass Peter Schöllig, Sohn des Jakob, Rathausdieners und der Rosa geb. Günther, der sich um die offene Stelle des zweiten Standesbeamten bewarb, ein Mann des Gesetzes sei. Infolgedessen und nach Bestehung der Examina laut § 3 des Ministerialerlasses vom 19. November 1871 betreffend die Ausbildung und Qualifikation zur Ausübung eines öffentlichen Amtes, wurde der erwähnte Peter Schöllig in die engere Wahl eingereiht mit besonders lobender Erwähnung seiner Eignung. Das hieß so viel, als Peter Schöllig sei gewählt, denn die engere Wahl hatte nur einen abgesondert und das war eben der Taubenpicker. —

Der zweite Standesbeamte Schöllig ging also mit kurzen Schritten und nickendem Kopf den Randsteg entlang und überdachte sein Tagewerk. Früher war ihm das höchst überflüssig vorgekommen, aber seit einigen Wochen waren ihm über die Aufgaben seines Amtes die Augen aufgegangen oder vielmehr aufgetan worden. — Wie hatte der junge Mann doch gemeint? „... die Zierde unserer Stadt, all die blühenden Mädchen, werden uns von den sowieso überlästigen Technikern weggeschnappt, und für uns Bürgersöhne bleibt nur noch übrig, was man gemeinhin als Mauerblümchen zu bezeichnen pflegt...“ Dieser Ausspruch eines verschmähten Hofmachers brannte in Peter Schölligs Beamtenbewusstsein wie feuriges Eisen. Tausendmal recht hatte der junge Mann. Da hatte die Stadt mit vielen Kosten und Mühen ein Technikum errichtet und war so gastfrei, auswärtige, ja ausländische Schüler an ihrer Schule zuzulassen. Ge-

wiss, das entsprach den landläufigen Ansichten. Aber was war der Dank all dieser Kerls an die Stadt? Konnte nicht, wenn man einmal am Stammtisch sein Herz ausschüttete, am Nebentisch ein Logierherr des abwesenden Stammgastes Wäckerle Platz genommen haben? Man musste sich ja dazu bequemen, ein oder zwei Zimmer an solche Schüler zu vermieten und wurde schließlich fast gezwungen, an den Bällen der Schülerverbindungen mitzumachen. Und was war das Ende? Die Techniker fischten den Bürgersöhnen die künftigen Bräute weg, führten sie weiß der Himmel wohin fort, nach Russland, Frankreich, nach der Schweiz oder gar nach Preußen. Ging das alles nach rechten Dingen zu? Trug nicht das Gesetz, trug nicht das Standesamt die Schuld an solchen die altbewährte Volkskraft schwächenden Zuständen? War nicht zuletzt er, Peter Schöllig, mitschuldig, weil er nicht Schritte unternahm, die ahnungslose Oberbehörde auf diesen Ausfall an künftigen Stammvätern aufmerksam zu machen?

Als er an dem Abend, da der abgewiesene Jüngling den anklagenden Ausspruch getan hatte, sich zu Bette legte, hatte er nicht schlafen können. Aus den vier Wänden seiner Stube, die zu grauen zerfallenden Stadtmauern wurden, traten die alten Geschlechter hervor, und klagten ihn an, standen vor seinem Bett mit drohenden Gebärden und nahmen ihm einen heiligen Eid ab, dem Unheil mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit und seines Einflusses zu steuern. Als am Morgen der Wecker abrasselte, fand sich Peter Schöllig in Schweiß gebadet in seinen zerwühlten Kissen. Lange, lange stand er heute vor seinem Spiegel und betrachtete seine Züge. Er hatte sich als Mann mit einer großen Aufgabe, als künftiger Retter seiner Vaterstadt erkannt. Auf seinem Denkstein würde in gewaltigen Lettern sein Name stehen und die Häupter kommender Geschlechter würden sich vor seinem Grabe entblößen.

Als er über den Rathausplatz schritt, sah er zum grauen Himmel auf und nahm wahr, wie ein Flug Saatkrähen sich von der Stadt entfernte. Das schien ihm ein gutes Vorzeichen; leichten Herzens und frohen Mutes trat er in seine Amtsstube, und seine zwei Stifte wunderten sich über ihren Vorgesetzten, der heute so aufgeräumt vor seinem Pulte saß und schrieb und schrieb und

lachte. „Er wird verliebt sein,“ meinte der eine, „und Gedichte wird er schreiben!“ fuhr der andere fort.

Peter Schöllig aber schrieb seine Eingabe an die Oberbehörde, versah sie mit seiner verschnörkelten Unterschrift, steckte sie in einen Amtsumschlag und schickte einen seiner Stifte auf die Stadtpost.

Vierzehn Tage später wurde dem zweiten Standesbeamten Peter Schöllig ein durch Überarbeitung begründeter halbjähriger Urlaub bewilligt, und der erste Standesbeamte gab ihm in längerer Unterredung den väterlichen Rat, seine Nerven an einem schweizerischen Höhenort zu stärken und neue Kräfte zu sammeln, um den Anstrengungen, die der geheiligte Beruf der Beamten im allgemeinen und des Standesbeamten im besondern mit sich bringt, auch fernerhin, das heißt nach Ablauf der Freimonate, gewachsen zu sein! Peter Schöllig sah in all diesen unveranlassten Äußerungen nur das zustimmende Wohlwollen seiner Vorgesetzten für seine geplante Aufgabe, und als er an den ersten Standesbeamten noch die schüchterne Frage um den Erfolg seiner Eingabe richtete und der ihn wohlwollend lächelnd auf nach sechs Monate vertröstete, zog er mit stolzgeschwellter Brust ins Gebirge.

Alle Wasserfälle des Berner Oberlandes, all das Donnern des sich selbst erlösenden Gletschereises schienen ihm nur das eine zu wiederholen: Du musst dich vorbereiten für deine große Aufgabe! Du musst so reden können, so machtvoll und überzeugend wie die Sturzbäche rauschen, und so voller Kraft musst du handeln können, dass es ist, wie wenn ein Gletscher berstet. Er lag im Tannenwald und sah in den blauen Himmel, und sann nach, wie er die Ehrungen seiner Vaterstadt entgegennehmen würde. Recht bescheiden würde er sein; denn war schließlich er der Urheber des Gedankens? War nicht vielmehr der Andere . . . Aber dann kam es ihm vor, als ob der doch nicht ganz gemeint hätte, was nun er, Peter Schöllig, ausführen wollte, und er wurde ganz still vor innerer Freude, dass er, er ganz allein der Vater der Bewegung war, die seine Heimat vor der Verdummung, vor dem Aussterben retten würde. So gingen die Wochen hin, er lebte einsam und in sich gekehrt einem innern Lichte nach, und wenn er in irgend eine Einsamkeit seinen Weg fand, dann führte er Reden, als stände er vor dem Bürgerausschuss, vor dem Gemeinderat

seiner Stadt, und er sah, wie die erst Misstrauischen ihm willig ihr Ohr liehen, wie die Mienen sich aufklärten, wie sie ihm zujubelten und wie der ganzen Vorlage endlich nach seinem Plane zugestimmt wurde. Er sah sich schon als Bürgermeister der Stadt, das Technikum vor äußern Einflüssen bewahrend, das heißt, auswärtige Studierende nur gegen bestimmte Zusicherung ihrer schon erfolgten Verheiratung in die Hörsäle zulassend. Ja, er sah sich im Sarge liegend, bei seinem eigenen Begräbnisse und hörte die Ansprachen, die die Vorsitzenden sämtlicher Vereine zu seinen Ehren hielten, ihn betruernd und seine Verdienste hervorhebend, und er weinte über seinen eigenen Tod. Denn er ahnte, dass sein Ableben für seine Stadt eine unausfüllbare Lücke bedeuten würde. Er ahnte es nicht nur, er glaubte es behaupten zu müssen, und so kam es, dass die Leute, die mit ihm im Kurhaus zusammentrafen, ihn teils bewunderten, teils bemitleideten, wie einen sonderlichen Heiligen, der seinen kindlichen Glauben einer durch Erfahrungen schlecht gemachten Welt verkündet. Denn was er verkündete blieb geheimnisvoll; nie wagte er, aus Furcht, ein anderer könnte es ihm zuvortun, ganz auszusprechen, was seine Seele bewegte, und was er sprach, war wie Regen, der aus blauem Himmel fällt, oder wie ein Blitzstrahl in der Morgenkühle. Wenn ihm die Leute begegneten, so grüßten sie ihn freundlich, alle, selbst die Kinder. Er erkannte, wie sehr er durch seinen Plan gewonnen hatte, daran, dass die Leute ihn hier nicht wie in seiner Vaterstadt mit Übernamen verhöhnten. Er dachte an die Zukunft, wo auch zu Hause alles so sein würde, wo die Menschen ihm ehrfurchtsvoll begegnen und die Kinder im Glauben an seine Größe erzogen würden. Er aber war der erste, der an sich glaubte, und in einer solchen Gemütsverfassung trat er eines schönen Morgens wieder in sein Amtszimmer an sein Pult und legte seine Feder zurecht.

„Der Herr Tauben . . . der Herr Schöllig soll sich gefälligst ins Zimmer Nr. 11 begeben!“

Peter Schöllig hat für eine solche anmaßende Aufforderung seitens seines Stiftes nur ein wohlwollendes Lächeln. Alle großen Leute sind wohlwollend, dachte er, und verglich sich mit etlichen Dutzend Geistesheroen. Gemessenen Schrittes ging er ins Zimmer seines Vorgesetzten und erwartete dort mit frohem Gemüt die

Kunde, dass seine Eingabe berücksichtigt worden sei und man ihn beauftrage, Schritte zu tun, die Pläne, die er ausgeführt habe, zu verwirklichen. Dann sah er sich im Geiste huldvoll lächelnd seinem früheren Vorgesetzten die Hand drücken und ihn auf die nächste Gelegenheit, es ihm nachzumachen, vertrösten . . .

„ . . . Ich darf von Ihnen wohl erwarten, dass Sie sich mit einer solchen sinnlosen Eingabe, wie sie von Ihnen am 18. Mai eingereicht wurde, nicht mehr identifizieren werden; denn die Oberbehörde nimmt an, dass das wahnwitzige Zeug, das Sie da zusammengeschrieben haben, nicht ein Ausfluss Ihrer normalen Geistestätigkeit ist. Ich sage, sie nimmt an; das heißt sie will es für diesmal annehmen, und sie hat Ihnen deshalb, in Ansehung Ihrer bisher geleisteten Dienste, seinerzeit den von Ihnen nachgesuchten Urlaub — das Gesuch werden Sie nachträglich noch einreichen müssen — aus Überarbeitungsrücksichten bewilligt. Die Oberbehörde hofft, und ich als Ihr direkter Vorgesetzter möchte Ihnen das auch sehr nahegelegt haben wissen, dass Sie sich in nächster Zeit einer Aufführung und einer Ausübung Ihrer Aufgaben befleißigen werden, die im Verhältnis steht zur Heiligkeit des Beamtenstandes im allgemeinen, ganz besonders aber desjenigen des Standesbeamten. Damit schließe ich meine Ausführungen. — Kontrollieren Sie die Akten Nr. 78 934, Eheversprechen zwischen Hinrichsen aus Dänemark und Fuchs von Hier. — Sie können gehen.“ —

Peter Schöllig hatte überhaupt nichts gehört und nichts verstanden als „sinnlose Eingabe“ und „wahnwitziges Zeug“. — Er begriff nicht wie sein Vorgesetzter ihn in der Weise anrempeln konnte, wo an höherer Stelle die Angelegenheit in einem für ihn günstigen Sinne erledigt worden war; denn so viel stand für den zweiten Standesbeamten fest, seine Obern hatten seine Eingabe angenommen. Er überlegte einen Augenblick. Und als ihm ein zweites energisches „Sie können gehen“ entgegentönte, ging ihm mit einem Male ein Licht auf. Der Erste mochte ihm den Ruhm nicht gönnen, und es wurde ihm im selben Augenblick klar, dass es zu einer Aussprache kommen müsse, und zwar gerade jetzt an dieser Stelle. Er dachte an das Rauschen des Wassers und an das Donnern der Gletscher und begann mit starker Stimme zu reden von der Verderbnis und der Eigennützigkeit in Gemeinde-

angelegenheiten, und von seiner edlen Aufgabe. Er sprach von Hebung des Menschenschlags der Stadt, von rationeller Inzucht, und stellte in drastischer Weise die unabsehbaren Folgen dar, die sich einstellen würden, wenn in der selben Weise ausgeheiratet würde. Seine Stimme schwoll an wie ein Sturm, als er sich diesem Weiterwursteln auf alten, nur durch unerhörte Gleichgültigkeit diktierten Gesetzen entgegenstellte, und er legte das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit für das Aufhören dieser Misere ein. „Wir müssen da Abhilfe schaffen,“ rief er, „und wenn Sie nicht mit mir arbeiten, Herr Kollege, dann fühle ich Kraft genug in mir, allein für mein Votum einzustehen; ich werde es nicht zulassen, dass zum Beispiel dieser Däne mit der Tochter dieses unseres Bürgers die Ehe eingeht. Sollten Sie sich für die Eheschließung einsetzen, dann müsste ich als Beamter mein Veto einlegen.“ Erschöpft sank er auf einen Stuhl. Der Vorgesetzte, der zuerst bleich vor Zorn sich eine solche Sprache hatte verbeten wollen, kam lächelnd auf ihn zu und meinte: „Nun mein lieber Schöllig, wir werden sehen, was zu machen ist. Sie haben sich echauffiert, wollen Sie nicht ein wenig an die frische Luft? Ich sehe, Sie ringen nach Atem; ich werde dem Hausdiener schellen.“

Einige Minuten später begleitete der Ratsdiener Peter Schöllig zum Tor hinaus. Hinter dem zweiten Standesbeamten fiel der massive Eichenflügel mit lautem Dröhnen ins Schloss. In der Vorhalle aber erzählte der Diener ganz verwirrt seinem Kameraden den Vorfall. Beide hatten natürlich schon lange bemerkt, dass etwas nicht richtig sei beim zweiten Standesbeamten; schon an seinem Kopfnicken und dann an seinem Lachen und schließlich auch . . . „Ja die Sünden der Väter!“ meinte der Junggeselle, und der andere, der verheiratet war und nicht gerade ein gutes Gewissen sein eigen nannte, lächelte erhaben über den Aberglauben.

Am nächsten Morgen wollte Peter Schöllig seinen Platz wieder einnehmen; aber in lebenswürdiger Weise wurde ihm mitgeteilt, dass angesichts der schweren Frage, die er zu lösen berufen sei, ihm der Urlaub auf unbestimmte Dauer verlängert werde. Das schien ihm einzuleuchten. Er verließ das Rathaus wieder, nachdem er sich nach dem Stande der Ehesachen des

Dänen erkundigt hatte und ihm eine zufriedenstellende Antwort erteilt worden war.

Auf der Straße wichen ihm die Leute, die um seinen Urlaub wussten, höflich aus, und sogar die Kinder, die ihm sonst immer nachgelaufen waren und seinen Spottnamen einander zugerufen hatten, schwiegen verschüchtert. Schöllig wogen diese seine Erfolge all die missmutigen Stunden auf, die er früher als noch unscheinbares Schreiberlein erlebt hatte. Nun ging er in sein Stammlokal. Auch hier wurde er anders empfangen. Wie schnell doch die Leute einem die Besonderheit anmerken, dachte er, als der Wirt ihn bat, im Nebenstübchen Platz zu nehmen, was er Zeit seines Lebens nie getan hatte. Ja so wurde man berühmt! Über Nacht. Zufrieden lehnte er sich zurück und verlangte das Amtsblatt. Aus alter Gewohnheit las er zunächst die Eheverkündigungen. Ja, da war alles richtig! Lauter einsäßige Bürger und Bürgerinnen.

Aber da, — da stimmte etwas nicht.

Hatte der andere nicht gesagt, es sei alles in Ordnung?

Da stand ja der Name des Dänen! Das musste falsch sein; oder dann hatte das Aufgebot vor seiner Rückkunft schon stattgefunden.

Aber nein, das war doch unter heutigem Datum publiziert!

Der schlechte Kerl, der schlechte Kerl! Nun hatte er's doch durchgesetzt. Da würde er doch gleich dagegen protestieren! Ob da nicht noch andere Fälle vorlagen? Das ganze Blatt durchsuchte er. Dann plötzlich stand er auf, hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an der Tischkante fest, und fiel mit einem Röcheln über den Stuhl zu Boden.

Der Wirt und die Wirtin kamen gelaufen.

Peter Schöllig wurde nach Hause gebracht. Während dreier Wochen lag er im Fiebertraum und rief immer und immer wieder nach dem Amtsblatt. Und wenn er's in den Händen hielt, so trat ein grausamer Zug um seinen bleichen Mund, und er murmelte etwas von „vakanter Stelle“ und „nochmal lesen wollen“.

Am dreiundzwanzigsten Tage ließen die Fieber nach; das Amtsblatt lag halb zerknüllt auf seiner Decke. Langsam, als ginge ihn nichts an, was er sah, las er auf der letzten Seite:

„Infolge Krankheit wird die Stelle des zweiten Standesbeamten der öffentlichen Bewerbung“ . . .

Er krank! Er krank! Er war doch so stark, so gesund!

Niemand war im Zimmer, da stand er auf und kleidete sich an und ging hinaus. Auf der Treppe begegnete ihm seine Wärterin, die meinte, ein Gespenst zu sehen und floh.

Er ging durch die Straßen, langsam, ganz langsam. Die Leute wichen ihm aus. Er ging bis vors Rathaus.

Mit ihm zusammen fuhren Wagen mit blumengeschmückten Pferden vor.

Eine Hochzeit.

Er erkundigte sich nach dem Brautpaar.

Als er die Antwort vernahm, wurde er mit einemmal kühl und ruhig. Der Däne!

„Du sollst uns kein Mädchen entführen,“ dachte er fast heiter.

Hinter dem Torbogen stellte er sich auf mit gezücktem Taschenmesser.

Mit leuchtenden Augen trat das Brautpaar ins Tor.

Ein Schrei. Ein Röcheln.

Der Bräutigam fiel mit dem Gesicht auf die Steinfliesen. Ins Herz getroffen.

Peter Schöllig aber ließ sich willenlos abführen. Mit großen überirdisch leuchtenden Augen und nickendem Kopfe. Das Gesicht wie verklärt von seinem breiten, dummen Lachen. —

Ob er ein Werkzeug war eines unerklärlichen Willens?

Seit jenem Tage hat kein Mädchen der Stadt einem Fremden mehr die Hand fürs Leben gereicht. Sie wissen alle von der Wahnidee Peter Schölligs, sie kennen alle das Schicksal ihrer Mitbürgerin. Sie fürchten sich alle.

Peter Schöllig aber lacht hinter Anstaltsmauern, mit überirdisch leuchtenden Augen und nickendem Kopfe, sein breites, dummes Lachen.

